

Moderne Familienbildung

Jeder kennt inzwischen den Begriff Familienbildung und nur wenige vermuten dahinter noch die individuell geprägte Phase der Empfängnis des ersten Kindes. Ein professionelles Feld der Unterstützung für Familien hat sich etabliert. Diese gewachsene Wertschätzung von Familienbildung kann optimistisch stimmen, darf aber nicht den Blick verstellen, dass diejenigen, die diese kommunale Aufgabe finanzieren, dabei vor allem an Frühe Hilfen für Multiproblemfamilien und Kinderschutz denken. Die politische Ebene möchte die Risikofamilien erreichen und misst daran die Effizienz von Familienbildungsangeboten. Von ihrem gesetzlichen Auftrag und von ihrem fachlichen Ansatz her ist Familienbildung für alle da und nicht nur auf spezielle Problemlagen fokussiert. Auch wenn die niedrigschwelligen Hilfen für bildungsungewohnte oder belastete Eltern ein wichtiges Handlungsfeld ist, darf sich praktische und konzeptionelle Familienbildung nicht unter einen unproduktiven Druck bringen lassen, sich nur denjenigen zuzuwenden, die von der Jugendhilfe insgesamt profitieren, indem ihnen andere Hilfen wie sozialpädagogische Familienhilfe oder Hilfen zur Erziehung zukommen. Aber in der gegenwärtigen Situation blicken eben alle Handlungsebenen - insbesondere die Kostenträger - nur auf die vulnerable Klientel.

Nichtsdestotrotz ist Familienbildung immer auch ein Bereich der Jugendhilfe gewesen, der allen werdenden und frischen Eltern Orientierungshilfe anbietet. Darüber hinaus gibt es die kindorientierten Angebote und vielfältige andere Konzepte, die sich einer Bedürftigkeit nach Kommunikation und Begegnung von Familien zuwenden, unabhängig davon, ob sie in akuten sozialen Schwierigkeiten sind. Das ist aus der Sicht der Copingforschung auch nachvollziehbar. Nur wenn die basalen Grundbedürfnisse befriedigt sind, kann sich der Mensch höheren, auch bildungsorientierten Angeboten offen zuwenden.

Angesichts der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ausgangslage der Multioptionsgesellschaft wird es immer wichtiger, Lebenswege neu zu denken und Ganzheitlichkeit in Zeiten der Störungshysterie zu verteidigen. Das ist gerade deshalb die zentrale Aufgabenstellung der modernen Familienbildung geworden.

Im professionellen Feld der Familienbildung geht es v.a. um die Stärkung der Eltern. Ein unübersichtlicher Markt von Elternkursen ist entstanden. Auf der einen Seite werden Bildungsbedürfnisse gestillt, auf der anderen Seite muss jedoch auch der Förderwahn mancher Eltern gebremst werden.

Die Konjunktur des Begriffs der individuellen Förderung führt zu einer Stimmung frühest-kindlichen Termindrucks. Babies schwimmen, werden massiert, „lernen“ krabbeln und Mütter besuchen Kurse, um Babygesten zu verstehen. Ist uns da ein natürlicher Umgang mit unseren Kindern abhanden gekommen?

Auf der anderen Seite sind die Mütter alleine und haben Angst vor dem Baby. Nahezu alle Mütter haben Probleme mit dem Schlafrhythmus des Kindes und fast alle gehen zur Physiotherapie. Wo bleibt der Spaß, die innere Befriedigung und die sinnstiftende Bedeutung, die Eltern empfinden, wenn sie Kinder beim Aufwachsen begleiten? Wie kann eine Haltung des Staunens und Selbstvertrauens gestärkt werden, ohne gleich wieder neue Unsicherheiten zu verbreiten?

Die Welle der Projektentwicklungen zum Kinderschutz und die Flut an Erziehungsprogrammen ist zum Teil beängstigend, bleibt oft doch das fade Gefühl, dass es den Akteuren vorrangig um Profilierung und Projektmittel-Akquise ginge. Konzepte zur Elternbildung sprießen wie Pilze aus dem Boden und die wissenschaftliche Begleitung degradiert die Teilnehmer/innen zu bloßen Informanten. Die Kinder mit ihren Bedürfnissen werden manchmal dabei aus dem Blick verloren, auch wenn die Vermeidung von Kindeswohlgefährdung oft als Zielgröße benannt wird.

Heute heißt Beratung und Begleitung von jungen Eltern *Empowerment*. Moderne Familienbildung stellt sich dieser Herausforderung, auch wenn sie in vielen Kommunen noch nicht in die Jugendhilfeplanung einbezogen ist und von latenten Finanzierungssorgen - weil nicht als Pflichtaufgabe verstanden - geplagt ist.

Ich möchte in meinem Einführungsvortrag einen Diskussionsbeitrag liefern, wie sich moderne Familienbildung verstehen sollte. Dabei beziehe ich die Professionalität jahrelanger praktischer Erfahrung, die die GfG auszeichnet, ein. Geeignete Konzepte für Eltern und Menschen auf ihren komplizierter werdenden Lebenswegen zeichnen sich dadurch aus, dass sie den Teilnehmenden vermitteln, sich selbstwirksam und erfolgreich fühlen zu können. Die GfG-Konzepte sind dabei beispielhaft und erprobt, sie können sich mit Recht mit Vokabeln wie prozessorientiert, bedarfsorientiert, sozialraumorientiert und wirkungsorientiert schmücken. Evaluation wurde immer als Gewinn betrachtet, gehörten doch Nachtreffen immer dazu. In den vielen Jahren der Arbeit kamen immer neue Ideen hinzu, die ganze Lebensspanne wurde einbezogen, denn nur so kann Ganzheitlichkeit wirklich gelebt werden.

Zunächst trage ich im Folgenden die gesellschaftliche Ausgangssituation zusammen. Gehe dann auf Konzepte der Familienbildung ein und mache einen Ausflug in das Feld der Frühen Hilfen.

Die Familie ist nach wie vor die zentrale Sozialisationsinstanz für Heranwachsende. „Ein positives Familienklima und eine günstige Wohnumgebung gehen mit einem positiveren Selbstbild und größerer Aufgeschlossenheit der Kinder einher.“ (Alt, 2005) Immer mehr Kinder erleben jedoch erschwerte soziale Bedingungen und verunsicherte Eltern. Perfektionsanspruch gegenüber sich selbst, hohe Erwartungen der Gesellschaft, Alltagsstress und Überforderung sind die Rahmenbedingungen für Erziehung in der Gegenwart. Heutige Eltern leiden unter den allgemeinen kulturellen Defiziten. Diese entstehen durch ein fehlendes oder schwer erreichbares soziales Netz, Abgrenzungswünsche von der eigenen Elterngeneration und die Auflösung von Regeln und Ritualen. Das führt zu Verwirrung über Ziel und Ergebnis von Erziehung. „Veränderungen im generativen Vergleich zeigt für die Elterngeneration (jüngere Generation) vor allem weniger Normgebundenheit und Konformitätsdruck sowie eine höhere Bereitschaft zur Äußerung positiver Gefühle gegenüber den Kindern.“ (Pettinger & Rollik, 2008, S. 22) Die Verhäuslichung vor allem städtischen Kinderalltags und die Verinselung des Kindes in der Wohnumgebung produzieren eine größere Bezogenheit der Familienmitglieder aufeinander. Hinzu kommt entsprechend der Individualisierungsthese „dass traditionelle Wertvorstellungen und Orientierungen ihre gesellschaftliche Selbstverständlichkeit verlieren.“ (Pettinger & Rollik, 2008, S. 20) Die Erfordernisse an zukünftige Generationen werden insgesamt unklarer, hinzu kommt die Abwesenheit gültiger Vorbilder und Ethiken, weil der Wissensvorsprung der älteren Generation schwindet.

„In einer kinderarmen und –feindlichen Gesellschaft haben es Eltern zunehmend schwer: Zum einen haben sie als Jugendliche und junge Erwachsene kaum Erfahrungen mit Säuglingen und Kleinkindern gesammelt, mangelt es in ihrem sozialen Netz an Menschen mit etwas älteren Kindern, von deren Erziehungswissen und Erfahrungen mit Kindern sie profitieren könnten. So wissen junge Paare wenig über Schwangerschaft, Geburt, Säuglingspflege und Kindererziehung. Zum anderen erleben Eltern immer mehr sozialen Druck hinsichtlich des Verhaltens ihrer Kinder in der Öffentlichkeit.“ (Textor, 2007, S. 366) Und ich ergänze, von Schule und Kindergarten wird immens hohes Elternengagement erwartet, in den Freizeitunternehmungen und bei der Hausaufgabenbetreuung.

Diese steigenden Anforderungen an die Qualität der elterlichen Erziehung unter diesen schwierigeren Alltagsbedingungen führen zu häufigeren Belastungssituationen. Die zunehmende Flüchtigkeit von Verbindlichkeiten bzgl. Partnerschaft, Arbeitsstelle und auch Heimatort führen dazu, dass eine Ersatzbefriedigung über die idealisierte Eltern-Kind-Bindung konstruiert wird. Die Beziehung zum Kind ist im Prinzip unkündbar. Die Verantwortung für das Kind wird in ein Bestätigungsszenario umgedeutet. Deshalb ist die Thematisierung dieser Kindzentrierung notwendig, wenn man über Familienerziehung spricht, oft zeigt sie sich als umgekehrtes Machtgefälle, die Kinder bestimmen die Eltern. Das überfordert letztlich beide Seiten.

Starke Unsicherheit von Eltern hat auch mit der hohen Prävalenz von gesundheitlichen, psychischen und sozialen Problemen von Kindern und Jugendlichen zu tun, wobei hier zunehmend die Jungen mit ihrer externalisierenden Bewältigungsstrategie in Verhaltensauffälligkeiten verfallen. (Schneewind & Berkic, 2007) Eltern werden im Alltag in Erziehungssituationen immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen. Die Lösungsversuche sind unterschiedlich.

Manche Eltern ziehen sich zurück. Doch das Familienleben leidet unter diesem Verlust an elterlicher Präsenz und Autorität. Diese funktionelle Abwesenheit der Eltern bedeutet für die Kinder, dass sie den orientierenden Lebensrahmen verlieren. Die Folge davon sind Angst oder Aggressivität als natürliche affektive Fluchtreaktionen bei Haltlosigkeit. Manchmal kommt es zum alltäglichen Machtkampf und zu Gewalt.

63% der Eltern sagen, dass sie sich manchmal mit der Erziehung ihres Kindes überlastet fühlen. Bei vielen Eltern kommt das zum Ausdruck über körperliche Strafen: 61% ohrfeigen ihr Kind, 21% greifen zu härteren Strafen.

Seit Jahren steigen die Zahlen der Konsultationen in den Erziehungsberatungsstellen. Die ansteigende Nutzung von Hilfen zur Erziehung über KJHG überfordert die kommunalen Haushalte trotz abnehmender Kinderzahlen. Die Mehrzahl der Eltern erreicht man jedoch über diese Instrumente nicht. 51% aller Eltern haben die Auffassung, dass es mehr Angebote zur Unterstützung bei Erziehungsfragen geben sollte. In dieses Vakuum streben Anbieter aus der Industrie, die ihre Produkte mit Erziehungstipps verknüpfen. Über die Medien gelangen fragwürdige Ideologien auf den Markt.

Der gesellschaftliche und familiäre Wandel hat die Optionen für Kinder und ihre Eltern erweitert durch die Vielfalt der Lebensmodelle. Sie sind aber auch verengt durch die geringere Geschwisterzahl und die wenigen Kinder im sozialen Nahraum. Die Wohnsituation ist oft von Verkehrsinfrastruktur dominiert. Das bedeutet weniger Bewegungsfreiraum und weniger Selbständigkeit. Eltern und Kinder sind fester aneinander gebunden, räumlich und organisatorisch.

Man stelle sich vor: Zehn Deutsche bekommen insgesamt nur 6 Kinder und haben dann auch nur noch drei Enkel – die Welt wird kindentwöhnt und erwachsenendominiert. Lebendige, gemischtaltrige Kindergruppen bei Familienfesten gehören der Vergangenheit an. Familien bleiben die sozialen Orte am Schnittpunkt zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Sie sind aber bereits eine Minderheit, denn 3/4tel aller Haushalte ohne Kinder bedeutet eine real existierende Kinderentfremdung des Alltagslebens.

Erschwerend kommt hinzu, dass die meisten Freizeitaktivitäten mit zusätzlichen Kosten verbunden sind. Spielplätze werden eher von Unterschichtkindern genutzt. Aber selbst jedes zweite Kind aus der Oberschicht kennt keine Ausflüge. Der Aktionsradius unabhängiger Unternehmungen ist eingeschränkt, oft werden die Eltern für jede minimale Mobilität benötigt. Jedes 10. Kind hat keinen Freund. Diejenigen, die Freunde benennen, spielen dennoch am meisten zu zweit. Peerkontakte werden immer wichtiger, aber es gibt in der Schule und der Freizeit kaum noch sich selbst organisierende Gruppen unterschiedlichen Alters (eine in diesem Sinne positive Ausnahme bilden Kinder mit Migrationshintergrund und sehr Arme). Die Hälfte der Kinder fühlt sich manchmal alleine und hält sich meistens zu Hause auf. Außerdem lebt mehr als 1/4tel der Kinder in sozial und wirtschaftlich belasteten Regionen.

All diese Befunde haben Einfluss auf den Erziehungsalltag in Familien. Die Qualität der Sozialisation der gegenwärtigen Kindergeneration setzt neue Maßstäbe für adäquate Unterstützungsleistungen des Staates. Mich stört dabei jedoch der defizitäre Blick. Es gibt einen Symptomfokus, das bedeutet, es wird vermehrt auf Dysfunktionalitäten geschaut. Diese Störungsperspektive vernachlässigt jedoch motivierende Selbstwirksamkeitserfahrungen.

Familienbildung soll die Bindungsqualität fördern, handlungsbezogene Kompetenzen vermitteln und die Förderung individueller und dyadischer Stressbewältigungsstrategien umfassen. Wenn Schneewind und Beric in ihrem

aktuellen Aufsatz in der *Zeitschrift für Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* über Stärkung von Elternkompetenzen sprechen, werden jedoch Eltern wieder als generell Bedürftige und Inkompetente gesehen, die etwas von außen, von den Fachleuten brauchen, um gute Beelterungsfähigkeiten zu entwickeln. Auch da melde ich Widerspruch an. Eltern sind per se in der Lage, ihre Kinder gut großzuziehen, wenn man ihre natürliche Feinfühligkeit stärkt und die hinter dem kognitiv gesteuerten Über-Ich verborgenen intuitiven Fähigkeiten wieder zur Wirkung kommen lässt. Was wären wir für eine nicht überlebensfähige Spezies, wenn wir unsere Nachkommen nicht angemessen aufziehen könnten? Es sind deshalb eher die ganzheitlichen Angebote, die auf Selbsterfahrungsanteile und Stärkung der Selbsthilfekräfte, neudeutsch: Empowerment, setzen, die wirklich nachhaltig hilfreich sind.

Sicherlich zeigen sich die behavioral ausgerichteten Konditionierungsprogramme zur Erziehung manchmal erfolgreich, weil sie den Eltern vorgaukeln, dass ihre Kinder wie die pawlowschen Hunde funktionieren, aber ich würde immer davor warnen, wenn Elternbildung zu sehr als verhaltenstherapeutische Handlungsanweisung daher kommt. Das mag bei Spinnenangst hilfreich sein aber nicht, wenn man einen kleinen Menschen verstehen will in seiner Not und Unlust, sich unsere kulturellen Normen anzueignen.

Zu wenig wahrgenommen werden in diesem Zusammenhang die Ergebnisse der Bindungsforschung, die Eltern eine hohe Sensibilität für die Bedürfnisse ihrer Kinder gerade am Lebensbeginn zuschreibt. Dieses Mitgefühl fördert prosoziales und kooperatives Verhalten beim Kind. Nur wird diese instinktive, positive Haltung und angemessene Reaktion auf die Signale des Kindes häufig im Lebensverlauf zugeschüttet. Das Vertrauen in die Fähigkeit, die eigenen Kinder richtig zu erziehen, zerbricht an den ersten Verlusterfahrungen von Kompetenz und verlorener Selbstregulationsfähigkeit in der Familie. Frühe Eltern-Kind-Beziehungsstörungen verstetigen sich schnell. Am Anfang zeigen sich Schlafstörungen, Fütterstörungen und nicht organische Gedeihstörungen des Säuglings bei durchschnittlich 25% aller Kinder. Wenn hier keine frühzeitige Unterstützung erfahren wird, kann der Rückstand in der Sozialkompetenz der Anfang einer fatalen Entwicklung sein.

„Nach der Geburt konzentriert sich der Betreuungs- und Beratungsbedarf von Frauen und ihren Partnern häufig auf das Kind. Viele Frauen wünschen sich vermehrt Hilfe, Beratung und psychische Unterstützung, die ihnen in der Pflege, Ernährung und im Umgang mit dem Neugeborenen Sicherheit gibt. Noch nach 24 Wochen findet sich

dieses Bedürfnis bei 37 Prozent aller befragten Frauen. (Sayn-Wittgenstein, 2007, S. 47) Das können Hebammen nicht stillen, jedenfalls ist ihr bezahltes Wochenbettkontingent oft ausgeschöpft, wenn es Mutter und Kind gut geht. Die Hebamme spielt nach dem Verlassen des Geburtsortes oft keine Rolle mehr. Hier greift eines der GfG-Konzepte, das der Familienbegleiterin. Dazu später mehr.

Da die Elternschaft in spätere Jahre verschoben wird, ist die psychische Bewältigungsdynamik und erworbene Konfliktlösungskompetenz geprägt von der Fähigkeit der Berechenbarkeit, Planbarkeit und Beeinflussbarkeit von Prozessen, das jedoch widerspricht der üblichen Dynamik im Beziehungs- und Erziehungsprozess mit dem Kind. Weil heute Familien als subjektive Glücksgemeinschaften erlebt werden, sind sie instabiler als die früheren Wirtschaftsgemeinschaften und deshalb labiler.

Die Zunahme von Regulationsstörungen in der frühen Kindheit hat viele Ursachen. Angebote der Elternberatung für schwierige Säuglinge werden deshalb immer häufiger nachgefragt. Dieser Boom der Schreikindberatungsstellen fängt ein Symptom auf, das eindeutig wohlstandsbedingt ist, denn es kommt fast nur in Industriegesellschaften vor, dass Babies so unstillbar schreien. Erschöpfungszustände der Mutter im ersten Lebensjahr des Kindes und Wochenbettdepressionen treffen alle sozialen Schichten. Überforderungssituationen treten oft gerade bei erstem Kind auf, weil das private Unterstützungssystem versagt. Gerade deshalb haben frühzeitige Interventionen oder primäre Prävention eine so große Chance erfolgreich zu sein, bevor Symptome und Verhalten sich stabilisiert haben. Sicherheit und Geborgenheit am Lebensbeginn stellt die Weichen für eine gelingende Eltern-Kind-Beziehung.

Familie ist ein privater Schutzraum, dennoch dürfen Familien mit ihren vielfältigen Beanspruchungen nicht alleine gelassen werden. In der Vergangenheit hat sich ein Selbst- und Fremdhilfesystem etabliert, zu dem Mütterzentren, Familiensprechstunden, Erziehungsberatungsstellen, Ferienerholung, Familienpflegedienste, Frühförderstellen und Kinderkrankenschwesterdienste gehören. Es fehlt jedoch weitestgehend die Verknüpfung und die Ausfinanzierung der verschiedenen Systeme. Das Gesundheitssystem, die Tagesbetreuungseinrichtungen, die Schule, die Elternselbsthilfe und die Jugendhilfe arbeiten größtenteils noch separat voneinander und sind wenig verzahnt. Interdisziplinäre Zusammenarbeit in der frühen Kindheit erleichtert die Startbedingungen, es ist aber auch eine weitergehende Verknüpfung von Angeboten notwendig. Die Stärkung der Care-

Kompetenz braucht die Vernetzung und Kooperation in andere institutionelle Settings hinein (Kita, Schule, Betrieb) und muss nichtnormierte soziale Nahräume einbeziehen (Spielplätze). Familienorientierte Dienstleistungen müssen zeitlich und räumlich erreichbar und präventiv ausgerichtet sein, frühzeitig beginnen und eine Kombination von Komm- und Gehstruktur, inklusive zugehender Angebote (Kita) bieten. Die Nachsorge der Hebammen muss dabei mit Eltern- und Familienbildungsangeboten verknüpft werden und die Anbieter müssen von der latenten Unterfinanzierung befreit werden.

Eltern- und Familienbildung ist die erlebnis- und erfahrungsorientierte Weiterbildung von Eltern in Fragen der Erziehung und im Zusammenleben mit Kindern. Für Angebote der Familienbildung fehlt jedoch nach wie vor ein verlässlicher gesetzlicher Rahmen in Deutschland. Viele Angebote wachsen aus Ehrenamtlichkeit, privaten Initiativen oder auf konfessionellem Grund. Die Angebotsvielfalt aber auch die fehlende Qualitätssicherung und bundesweite Richtlinien sind im SGB VIII, §16 Abs. 1-2 nicht fixiert.

Die Jugendministerkonferenz fällte im Mai 2003 den einstimmigen Beschluss: „Stellenwert der Eltern- und Familienbildung – Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern“. Darin befasst sie sich mit den Handlungsmöglichkeiten der Eltern- und Familienbildung und mit dem Ziel der Stärkung der Erziehungskraft der Eltern. Die generelle Stärkung des Stellenwerts von Familienbildung als wesentlichem Element zeitgerechter Bildungskonzepte, wird gefordert. Artikel 6 des Grundgesetzes enthält die Verpflichtung der staatlichen Gemeinschaft, Familie unter einem Schutz- und Förderauftrag¹ zu sehen. Insgesamt sollte die Freude am Zusammenleben mit Kindern gestärkt werden. Die Suche der Menschen nach verlässlichen Bindungen ist ungebrochen. Die Jugendhilfe soll „Eltern und andere Erziehungsberechtigte bei der Erziehung beraten und unterstützen“ (KJHG §1 Abs. 3 Satz 4), dazu ist jedoch die Infrastruktur vor Ort noch zu beliebig.

Die gute Nachricht heute, fünf Jahre später ist, dass es kaum einen Entscheidungsträger gibt, der nicht die Wichtigkeit von Familienbildung betont. Auch Michael Löher, Geschäftsführer des *Deutschen Vereins für öffentliche und*

¹ Jugendministerkonferenz Mai 2003 Beschluss: Stellenwert der Eltern- und Familienbildung – Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern

private Fürsorge sieht, „dass Familienbildung nie so gute Chancen hatte, ihre Kompetenzen und Angebote fachlich und politisch einzubringen.“ (auf dem 1. Deutschen Eltern- und Familienbildungstag November 2007)

Die Programme zur Elternschulung sind schichtspezifisch, aber die Zielgruppe dieser Angebote ist im Sozialstatus und in den Bedürfnissen sehr heterogen. Angesichts der beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen sollten Mittelstandsfamilien Hilfe nicht mit Hinweis auf deren Selbstheilungskräfte verweigert werden. Höhere berufliche Bildung bedeutet in der Familiengründungsphase nicht automatisch höhere Einkommen und bessere soziale Netze. Orte der Familienbildung können zu Kristallisationspunkten des öffentlichen Lebens in einer Kommune werden. Die gegenwärtige Angebotsstruktur wird dem Anliegen, Lebensverhältnisse abzubilden und die differenzierten Zielgruppen zu bedienen, gerecht. Lösel benennt in seiner deutschlandweiten Erhebung, dass Angebote für Familien mit besonderen Belastungen angemessen vertreten sind, 17% der Maßnahmen richten sich an Alleinerziehende, was nur wenig unter ihrem Bevölkerungsanteil von 20% liegt; 8 % der Maßnahmen ist für Familien mit Migrationshintergrund, was ihrem Bevölkerungsanteil von ca. 9% entspricht; sozial schwache Familien werden von einem Anteil von 11,2% angesprochen, was nahe an Quote des Armutsberichtes von 13,9% liegt. Insofern kann von einer ausgewogenen Angebotsstruktur gesprochen werden. Bei sozial belasteten Familien muss jedoch erwähnt werden, dass die Nutzung nicht kontinuierlich erfolgt, oft zeigen sich die Eltern von den strukturierten Kursen überfordert und lassen sich nur schwer halten. Dabei liegt es nicht am Geld. Kostenfreie oder kostenreduzierte Angebote werden nicht kontinuierlich besucht, die flankierende Unterstützung durch die Klinik, den Kinderarzt oder die Jugendhilfe sind noch mangelhaft. Dazu ist noch eine intensive Forschung zu den Zugangshürden nötig.

Gut funktioniert in diesem Zusammenhang das Konzept der Familienhebamme, die durch ihre aufsuchende Arbeitsweise und ihren unbelasteten Ruf Zugangsbarrieren verringert. Als Akteurin der primären Gesundheitsversorgung ist die Familienhebamme jedoch noch immer ein unsicheres Modell, das nach drei Arbeitsstrukturen funktioniert und dementsprechend auch unterschiedlich wahrgenommen und finanziert ist. Als Angestellte des Gesundheitsamtes oder des Jugendamtes kann sie leicht mit dem Wächteramt dieser Institutionen verbunden werden. Naheliegender ist da eine kassen- oder honorarfinanzierte Leistung, die von freiberuflichen, speziell weitergebildeten Hebammen zu leisten ist. Nur so kann die

Zugangshürde weiterhin so niedrig gehalten werden. „Familienhebammen werden aufsuchend im häuslichen Umfeld der Familie tätig und erfüllen darüber hinaus das für die Zielgruppen wichtige Kriterium der Niedrigschwelligkeit. Die Familien müssen ihre vertraute und sichere Umgebung nicht verlassen, während die Hebammen einen guten Eindruck in die Lebenswelt der betreuten Familie und ihr Lebensumfeld erhalten. Das Wissen um die sozialen Ressourcen wird zur Stärkung des Selbsthilfepotentials der Familie genutzt.“ (Sayn-Wittgenstein, 2007, S. 127)

Positive Resultate von Eltern- und Familienbildung sind besonders erwartbar bei bereits in der Schwangerschaft einsetzenden Betreuungsstrukturen, auch diese müssen zielgruppenspezifisch ausgestaltet sein. Gerade am Beginn der Elternschaft ist der Zugang erleichtert und die Offenheit gegenüber Unterstützung am größten. Wenn der Erstkontakt gelungen ist, wird es auch später für die Eltern leichter sein, Angebote zu suchen. Am häufigsten werden nach wie vor Eltern-Kind-Gruppen in der Säuglingszeit genutzt. (vgl. Lösel)

Der wissenschaftliche Beirat für Familienfragen hat 2005 betont, dass gerade junge Familien profitieren, als eine Art Grundversorgung für Personen, die in eine für sie neue Rolle hineinwachsen. „Die Begleitung durch Fachkräfte und der Austausch mit anderen Eltern, die sich in der gleichen Lebensphase befinden, kann ihnen dabei helfen, diesen Übergang besser zu bewältigen und die Risiken und Unsicherheiten, die mit der neuen Verantwortung einhergehen, zu verringern.“(Lösel-Studie, Abschlussbericht S.152)

Es wird innerhalb der Elternbildung zwischen universellen Präventionsprogrammen, die sich an Familien mit unauffälligen Kindern richten, zielgruppenorientierten Kursen, die sekundäre Prävention für jene Eltern bieten sollen, die bereits verhaltensoriginellen Kinder haben (diese sind oft auch gut zu erreichen, weil sie oft an ihre Grenzen stoßen) und gezielt – manchmal aufsuchenden – Förderungsprogrammen unterschieden.

Um Ihnen einen kleinen ☺ Überblick über die Angebotsvielfalt zu geben, nenne ich jetzt patentierte und nicht patentierte, wissenschaftlich begleitete und nicht wissenschaftlich analysierte Konzepte und Programme, die sich an die 50% Eltern wenden, die über Erziehungsunsicherheit berichten (wovon ein Viertel aller Eltern sogar von häufigen Problemen im Umgang mit ihren Kindern klagt!).

Primär Präventive Erziehungsprogramme:

SAFE® - bindungstheoretisch fundiertes Angebot aus der Wissenschaft, geht von traumatisierten Eltern aus, die ihre eigenen Mangelenerfahrungen nicht auf die Kinder übertragen sollen

Starke Eltern – Starke Kinder® - aus Finnland, vom Kinderschutzbund verbreitet und in Deutschland seit Langem etabliert

EFFEKT (Entwicklungsförderung in Familien: Eltern- und Kindertraining) – verhaltenstherapeutisch orientiertes Präventionsprogramm aus der Universität Erlangen zur Prävention von Dissozialität

FamilienTeam – autoritative Erziehung für Eltern von Kindergarten- und Grundschulkindern in acht Trainingseinheiten

FuN – Familie und Nachbarschaft – Programm zur sozialen Integration von Eltern

Encouraging – Kommunikationsübungen und Erfahrungsaustausch

Kess-erziehen® – individualpsychologisch orientiertes Lernprogramm zur respektvollen Partnerschaft zum Kind, ein lebensnaher Erziehungskurs Katholischer Familienbildungsstätten für Eltern mit Kindern ab zwei Jahren

Triple P (Positive Parenting Program) – australisches Erziehungstraining, das ursprünglich für die Korrektur problembehafteten Erziehungsverhaltens konzipiert wurde, inzwischen auch durch die Super-Nanny auch in Deutschland bekanntes und verbreitetes Erziehungstraining mit zum Teil kontrovers diskutierten Methoden

Gordon-Familientraining – traditionsreiches interaktiv orientiertes Programm für die ganze Familie

STEP – Elternttraining aus den USA 70er Jahre– systematisches Elternttraining für demokratisch orientierte Erziehung, wertvolle Hilfe zur Selbsthilfe, nach Deutschland übertragen

Sekundär Präventive Erziehungsprogramme

Elterncoaching - Ansatz des gewaltlosen Widerstands nach Haim Omer auf der Basis eines systemischen Denkansatzes

Marte Meo – Videointeraktionsanalyse nach Maria Aarts zum Identifizieren positiver Momente und der lösungsorientierten Arbeit mit den Eltern

Eltern-AG – Empowerment und Förderung für Eltern mit schwierigem Lebenshintergrund mit aufsuchenden Anteilen

STEEP™ – bindungstheoretisch fundiertes Frühinterventionsprogramm für psychosozial mehrfach belastete Familien (FH Potsdam adaptiert für Deutschland)

KES – Kompetenztraining für Eltern verhaltensauffälliger Kinder, zweitägiges Kurzzeittraining für Eltern 5-11-Jähriger

Kindorientierte Förderprogramme

Opstaple - Förderprogramm zur Förderung eines kreativen Umgangs mit den Lernbedürfnissen von Kleinkindern

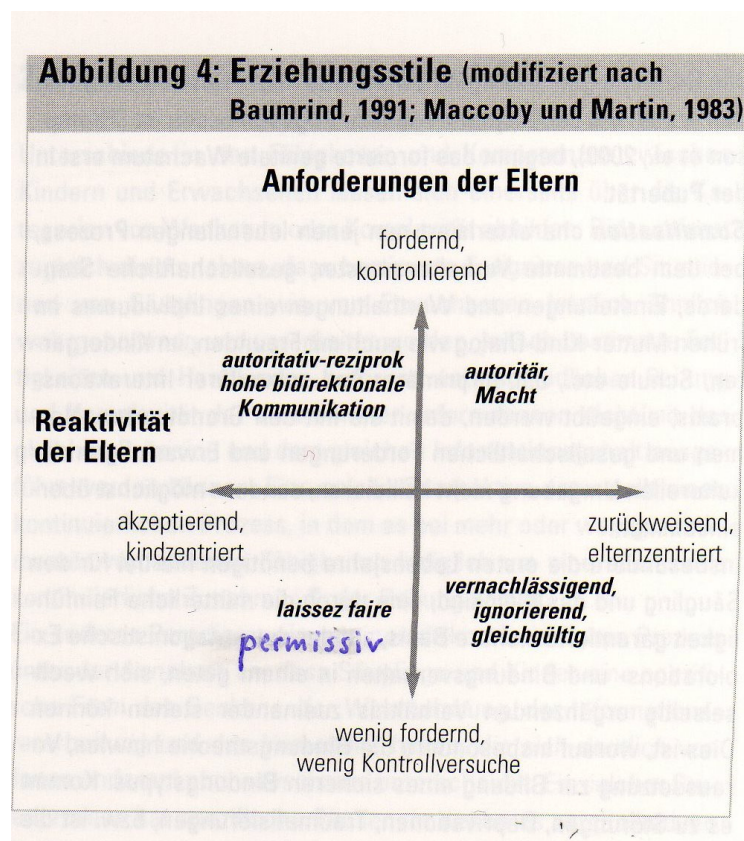
PEKIP – Prager Eltern-Kind-Programm – kindorientierte Familienbildung in professionell gesteuertem Eltern-Kind-Kurs der Sensibilisierung für die Bedürfnisse des Babys und gezielter Bewegungsförderung

DELFI® - Präventionskonzept Evangelischer Familienbildungsstätten – unterstützt Eltern gezielt, die körperliche, geistige und seelische Entwicklung ihres Babys bewusster zu begleiten

Eine gewisse Skepsis gegenüber Programmen, die zu sehr direktiv argumentieren, benennt auch Prof. Tschöpe-Scheffler in der Zeitschrift *Frühe Kindheit* 03/07, „Wird demgegenüber der Beratung und Begleitung der Eltern untereinander viel Raum gegeben und ist das Selbstverständnis der Multiplikator(inn)en vorwiegend dadurch geprägt, die Selbstorganisation des einzelnen und der Gruppe zu unterstützen, kann damit einer defizitären Fremdwahrnehmung (und Selbstwahrnehmung der Eltern) entgegen gewirkt werden. Voraussetzung ist allerdings, dass Multiplikatorinnen mit Eltern wirklich zusammenarbeiten wollen und nicht befürchten, dass ihr fachliches Ansehen geschwächt wird, wenn sie Väter und Mütter als diejenigen einbeziehen, die ihren Kindern am nächsten stehen und viel über sie und ihr Zusammenleben mit ihnen wissen.“ (S.13)

Wenn man die Erziehungsstile und die Bewältigung von Familienentwicklungsaufgaben als Möglichkeitsräume für eine individuell geprägte Handlungskapazität begreift, dann ist es sogar fachlich unkorrekt, wenn zu sehr nach

bestimmten Mustern trainiert wird. Vielleicht ist die Passung zwischen Eltern und Kind gerade so, dass es funktionales, aber vom Programm abweichendes Erziehungshandeln gibt. Es wäre kontraproduktiv, diese Ressource zu beschneiden.



In dieser Graphik (Hopf & Windaus, 2007) wird deutlich, dass Erziehungsstile keine Schubladen sind, sondern letztlich jede Handlungssequenz einen bestimmten Punkt markiert. Diese Punkte markieren einen Raum und das ist der Bereich, in dem diese Eltern agieren. Eltern, die die von Wissenschaft und Pädagogik empfohlene autoritative Erziehung praktizieren, können phasenweise auch autoritär oder permissiv sein, ohne dass es ihre Konsistenz gefährden würde.

Die von der Familienpsychologie zusammengestellten und vielfach modifizierten Familienentwicklungsaufgaben sind an bestimmte Phasen und Übergänge gekoppelt. Von der Paarbildung, über die Geburt des ersten Kindes, dessen Vorschulzeit, das Schulalter, die Pubertät, Adoleszenz, die Ablösung von den Eltern etc. stellen sich ganz unterschiedliche Anforderungen an Familien. Leider übersteigt es die Möglichkeiten dieses Vortrages darauf einzugehen. Aber schon alleine der Hinweis auf die Überschneidungen der Phasen in Mehrkindfamilien zeigt, dass in Familien viel mehr zu beachten ist, als die Bausteine eines Elterntrainings.

Tschöpe-Scheffler hat in ihrem Übersichtswerk „Konzepte der Elternbildung. Eine kritische Übersicht“ (Tschöpe-Scheffler, 2005) 15 Kurskonzepte genauer beleuchtet, wobei mir scheint, dass dabei auch nur regional bekannte Konzepte einbezogen worden sind. Meine Studierenden an der Hochschule Magdeburg-Stendal (FH) haben jedenfalls bei den Recherchen zu ihren Referaten herausgefunden, dass manche Programme gar nicht mehr angeboten werden, nur wenige Kursleiter/innen

ausgebildet worden sind, oder die Verbreitung nur in Bayern um die jeweilige federführende Universität herum stattfindet. Oder es ist gar niemand mehr zu erreichen, der sich dazu äußern kann. Forschungsarbeit abgeschlossen, Fördergeld alle und passé!

Zur Evaluation von Elternkursen ist zudem zu beachten, dass es sich dabei ausschließlich um Elternbefragungen (über deren Zufriedenheit) handelt. Wissenschaftliche Begleitung hat oft die Funktion, den eigenen Forschungs-Ertrag zu bestätigen. Ich rate also zur Vorsicht, wenn allzu sehr mit guten Evaluationsergebnissen geworben wird. Auch Lösel formuliert dazu „Es verwundert aber ein wenig, dass bei Erziehungskursen kindbezogene Ziele relativ selten genannt werden. Dies ist insofern nachvollziehbar, als Auswirkungen auf die Kinder letztlich ‚nur‘ über die elterliche Stärkung vermittelt werden.“ (Lösel, 2006, S. 154) Ich sehe das noch ein wenig kritischer. Die Kinder wurden noch nie in Evaluationsstudien befragt, ob sich aus ihrer Sicht etwas zum Positiven gewandelt habe. Die Kinder bleiben somit aus einer soziologischen Sicht Objekte der Erziehung. M.E. Kann es nicht ausreichen, die Zufriedenheit der Eltern als Wirksamkeitskriterium gelten zu lassen. Auch schlagende Eltern waren möglicherweise mit der Wirkung ihrer Erziehungsmethodik zufrieden, wenn man sie früher befragt hätte. Ich fordere für die Evaluation von Erziehungskursen einen eindeutig kindheitssoziologischen Blick, der die Kinder altersgerecht einbezieht und ihnen damit einen Subjektstatus gibt. Kinder bilden sich selbst und entsprechend moderner Lerntheorien entscheiden auch die Kinder in einem ko-konstruktiven interaktiven Prozess, welches Wissen sie in ihr Handeln integrieren, alles andere ist Dressur.

Doch zurück zur Zielsetzung früher Hilfen. Sie basieren auf einem positiven Grundverständnis über den gesellschaftlichen Erziehungskonsens. Die Ressourcenorientierung knüpft an die Stärkung der Selbsthilfepotenziale an. Die präventive Ausrichtung hat jedoch nicht den alleinigen Zweck, öffentlichem Hilfebedarf vorzubeugen. Das eigentliche Problem ist die Fragmentierung der Versorgung, daraus erwächst ja auch die Forderung nach der Familienhebamme als Regelleistung der Krankenkassen, sie kann die Lotsenfunktion im Betreuungsbogen von Familienplanung über Schwangerschaft und Geburt bis Wochenbett und Stillzeit übernehmen. Aber sie kann qualifizierte Familienbildung nicht ersetzen.

Die aufsuchenden Elemente durch Familienhelferinnen und Familienhebammen können ergänzt werden, durch sogenannte zugehende Beratung an Orten, wo Eltern üblicherweise anzutreffen sind: auf Elternabenden, Kitanachmittagen und auch auf

Spielplätzen. Dem Prinzip der Sozialraumorientierung, das in der Jugendhilfe immer häufiger erfolgreich angewendet wird, kann durch diese Stadtteilorientierung der mobilen und flexiblen Angebote entsprochen werden. Auch da sehe ich eine Aufgabe der Familienbegleiterinnen der GfG.

Aufsuchende Elternhilfe durch ehrenamtliche Familienfrauen bzw. Nichtfachfrauen, die keinen sozialen oder pädagogischen Beruf haben, ist ein hilfreicher aber vorübergehender Ansatz, verschiebt er doch die Leistungen in den privaten Sektor. Es gibt zwar Qualitätsrichtlinien für Mitarbeiter/innen, die die Verbände erarbeitet haben, aber es gibt noch keinen einheitlichen Standard. Systemadäquat wäre in einem ersten Schritt die Professionalisierung der präventiven aufsuchenden Familienhilfe, indem neben Familienhebammen auch ausgebildete Familienbegleiterinnen (wie die von der GfG ausgebildeten z.B.) tätig werden, die Familien in ihrem persönlichen Umfeld unterstützen. Ein hohes Potential für Elternbildung verspricht auch der Bereich der Kindertagesstätten. Elternschulung und Tagesbetreuung werden verbunden. Dieses Modell gibt es in den „Maisons Verts“ in den Benelux-Staaten, in Frankreich und Italien, diese arbeiten ähnlich wie die Early Excellence Centres in Großbritannien. Hier wird gebaut auf die Kombination von institutionalisierter Kinderbetreuung und familiärer Erziehung. Einrichtungen für Kinder und Familien entwickeln sich weltweit zu Modellen der Integration von Bildungs- und Unterstützungsangeboten. Early Excellence Centre zeichnen sich dadurch aus, dass sie „mit übergreifenden Angeboten ... den verschiedenen Bedürfnissen in den Bereichen Erziehung, Betreuung, Unterstützung und Gesundheitsbetreuung für Familien und kleine Kinder in den Gemeinden gerecht werden.“²

Angesichts des breiten Angebotsspektrums ist die Forderung des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen von 2005 eine Allianz zur Stärkung von Elternkompetenzen zu gründen, die die institutionenübergreifenden Erziehungs- und Bildungspartnerschaften und –programme systematisiert, sehr nachvollziehbar. Woher soll auch der Jugendhilfeausschuss in Musterstadt wissen, welches Programm förderwürdig ist. Es gibt jedoch bereits übergreifend gültige Kriterien für die Wirksamkeit. Das sind, dass die Maßnahme beginnt früh, Komponenten zur Selbstentwicklung der Eltern enthält, die Durchführung in Elterngruppen organisiert ist und professionell geleitet wird.

² Early excellence. Eine internationale Studie zur Intergration frühkindlicher Bildung, Erziehung und Elternarbeit mit Vorschlägen für internationale Standards. British Council Germany 2004

Das Bundesjugendkuratorium hat in einer Pressemitteilung vom Januar 2008 betont: „Statt immer neue Modelle und Modellprogramme für Frühe Hilfen zum Kinderschutz zu beginnen und den Königsweg für einen wirksamen Kinderschutz zu suchen, sollten zunächst die vor Ort bereits vorhandenen vielfältigen Projekte und Modelle zur Prävention vor Kindeswohlgefährdung intensiver begleitet und ausgewertet werden.“ Und weiter: „Wenn sich die Akteure der Kinder- und Jugendhilfe, des Bildungs- und Gesundheitswesens und der Justiz lediglich zum Erfahrungsaustausch am „runden Tisch“ zusammensetzen, ist das vergeudete Zeit und Energie – solange die Netzwerke nicht methodisch begleitet werden und verbindliche Ziele vereinbaren.“ (BJK, 19.1.2008) Ich beobachte zusätzlich die Schwierigkeit, dass der Boom an Vernetzungsarbeit zum Selbstzweck gerinnt, weil die Arbeitszeit der in Sitzungen sitzenden Mitarbeiter/innen letztlich von der Zeit der Arbeit mit den Klienten abgezogen wird.

„Die Inanspruchnahme der Angebote wird (im KJHG) an keinerlei Voraussetzungen und Bedingungen geknüpft. Grundsätzlich soll allen Familien diese Unterstützung und Förderung offen stehen, unabhängig von der Familienform, dem Vorhandensein einer Problemlage oder eines erzieherischen Bedarfs. Hier zeigt sich der Leitgedanke und die Bedeutung von Familienbildung durch Stärkung der Erziehungsfähigkeit von Familien generell präventiv zu wirken.“ (Empfehlungen des DV von 2007) Es handelt sich bei Familienbildung um eine Soll-Leistung nach § 16 SGB VIII. Die durch aktuellen kommunalen Sparzwang verursachte Reduzierung der Fachkräfte bedeutet jedoch weniger Zeit für Steuerung und Koordinierung, damit wird die personelle Ausstattung mangelhaft und kann dem Bedarf nicht mehr gerecht werden. Strukturelle Rahmenbedingungen müssen dringend verbessert werden, dabei sollte der gesetzliche Auftrag offensiv definiert werden. Bei Aufnahme als zentraler Bestandteil der Jugendhilfeplanung können Schnittstellen zum Gesundheitswesen hier dem ÖGD, Krankenkassen, medizinische Einrichtungen und Hebammen besser organisiert werden.

Familienbildungsstätten sind zur Sicherstellung des Kernangebots von Eltern- und Familienbildung auch weiterhin notwendig. Die in den letzten Jahrzehnten gewachsenen institutionellen Strukturen garantieren die Grundstruktur und geben Familienbildung einen Ort.

Auch wenn Mütter das Hauptklientel bilden, so ist doch in den vergangenen Jahren eine große Anzahl von Seminaren, Kursen und Vater-Kind-Angeboten für Männer hinzugekommen. Im Heft 3/07 Frühe Kindheit. Zeitschrift der LIGA für das Kind

wird auch der Vater in der familienorientierten Geburtshilfe und eine vätergerechte Familienbildung diskutiert. Bisher eher ein Randthema in der Debatte.

Familienbildungsstätten bieten die Chance, sich näher an die Bedürfnisse heranzuarbeiten. Die konzeptionelle Arbeit ist hauptsächlich den Familienbildungsstätten und ihren Trägern zu verdanken. Um die Trägervielfalt beizubehalten oder zu erweitern, sollten lokal tätige Vereine in ihrem Engagement und der Aufbauarbeit unterstützt werden. Es macht wenig Sinn, gewachsene Strukturen zurückzufahren zugunsten von anderen immer neuen Modellen. Die Vorteile der klassischen Familienbildung sind insbesondere ihre Standortfestigkeit, mit der sie Anlaufpunkt bietet und Anonymität gewährleisten kann.

Unumstritten ist, dass die kindliche Entwicklung gefördert wird, wenn Unterstützung der Mutter-Kind oder Vater-Kind-Dyade in Kursen *mit* den Kindern angeboten wird. Die Krankenkassen haben sich aus dieser Form der frühen Gesundheitsförderung mit Auflösung ihrer Gesundheitszentren weitestgehend zurückgezogen. Die Hoffnung auf das seit Jahren im parlamentarischen Verfahren fest steckenden Präventionsgesetzes kann da nicht ausreichen.

Ein noch wenig verbreitetes früherkennungsdiagnostisches Instrumentarium wird oft in den Familienbildungsstätten durch kompetente Kursleiterinnen beherrscht, diese sind durch gute Ausbildung und eine hohe Besucherinnendichte in der Lage, die Genese frühkindlicher Regulationsstörungen rechtzeitig erkennen zu können. „Je nach Problematik und Schweregrad der Störung sowie je nach Vorlieben, Bildungsgewohnheiten, familiären Vorerfahrungen und Ausmaß an Selbstreflexivität können Eltern indikationsspezifischen Angebote der Familienbildung, Elternberatung und Eltern-Kleinkind-Therapie angeboten werden.“³ Oft geschieht das über Honorarkräfte. Kontinuität und Konstanz der Kontaktpersonen über das Verwaltungspersonal hinaus, könnte die Professionalisierung weiterhin fördern. Soziale Netzbildung gelingt am ehesten über feste AnsprechpartnerInnen.

Dem dramatischen Sterben einiger Kinder in Deutschland und der öffentlichen Entrüstung darüber haben wir paradoxer Weise zu verdanken, dass das öffentliche Bewusstsein gestiegen ist, dass junge Eltern oft verzweifelt und unfähig sind, ihre Kinder angemessen zu versorgen. In diesem Spannungsfeld zwischen

³ Liga für das Kind, Zeitschrift 4/03

Notfallintervention und Frühprävention kam es an vielen Orten zum Aufbau sozialer Frühwarnsysteme. Über deren Nutzen kann man streiten, unstrittig ist jedoch, dass Familien in gravierenden Unterversorgungslagen aufsuchende, sozialraumorientierte Hilfeformen brauchen. Das ist nicht Aufgabe der Familienbildung. Dann besteht die Gefahr der Stigmatisierung. Im Sinne des Kindeswohls ist sicher manchmal notwendig, vernachlässigende Eltern zu identifizieren, doch die Todesfälle beruhten eher auf einem Vollzugsdefizit als auf einem Defizit an Strukturen. Hier liegt das Kerngeschäft des Jugendamtes. Ein Netzwerk Früher Hilfen ist idealer Weise gekennzeichnet von einer kommunalen Top-Down-Strategie in der Kommune, die Initiative muss vom Leistungsgewährer ergriffen werden. Steuerung, Öffentlichkeitsarbeit und Evaluation müssen zentral koordiniert werden. Eine Sozialraumanalyse muss vorgelagert und effektive Netzwerkarbeit mit den Leistungserbringern vor Ort organisiert und ausfinanziert (!) werden.

Aus der noch vergleichsweise jungen Hebammenforschung in Deutschland kommt eine Argumentation, die sich gegen ein zu sehr auf Früherkennung gerichtetes Präventionsverständnis am Lebensbeginn ausspricht. „Neben einer medizinischen Vorsorge ist aber ebenso eine gesundheitsfördernde psychosoziale Betreuung erforderlich, die sich an der Lebenswelt ‚junge Familie‘ orientiert.“ (Sayn-Wittgenstein, 2007, S. 18) Darüber hinaus wird die Stärkung normaler Prozesse in dieser Lebensphase beim Übergang zur Elternschaft als normativer biographischer Übergangssituation gefordert. Und genau da setzt moderne Familienbildung und die GfG an.

Lassen Sie mich nun abschließend zur Pionierarbeit der GfG in diesem Feld und zu einem Abschlussresümee kommen. Jeder hier im Raum konnte in meinen Ausführungen bisher bereits erkennen, wie stark die Konzepte der *Gesellschaft für Geburtsvorbereitung, Familienbildung und Frauengesundheit* einem modernen Ansatz von Familienbildung entsprechen. Und ich sehe es auch nicht als meine Aufgabe, GfG-Mitgliedern ihre eigene Arbeit zu erklären bzw. eine Laudatio auf die GfG zu halten. Aber:

Schon vor mehr als 10 Jahren warnte die GfG, u.a. auch im Buch von Elisabeth Geisel „Tränen nach der Geburt“ nachzulesen, vor den Folgen einer mutterarmen Gesellschaft und argumentierte mit dem Mangel an Fürsorgehormonen. Jetzt sprechen auch die Hirnforscher (zuletzt Prof. Schiepek auf der DGSF-Jahrestagung 2008 Anfang September in Essen) davon, dass die Fähigkeit sich sozial zu verhalten von der Produktion von Hormonen wie Prolaktin und Oxytozin bestimmt wird. Die

GfG hat in ihrer Fachtagung „Die Zukunft der Liebesfähigkeit“ 2005 in Kassel dieses Thema bereits fundiert diskutiert. Der Gedanke, der mir angesichts all dieser Überlegungen immer wieder kommt, ist, dass den zu früh Gekommenen oft nur die Genugtuung bleibt, das alles schon gewusst zu haben, auch wenn es letztlich andere sind, die dann die öffentliche Aufmerksamkeit und die Lorbeeren ernten.

Nichtsdestotrotz zeigt sich gerade daran, dass die GfG immer voraus gedacht hat, wie dicht die Akteure am Bedarf, d.h. an den Familien dran waren, um frühzeitig zu spüren, was gebraucht wird. Die Curricula der GfG-Geburtsvorbereiterin, GfG-Familienbegleiterin, GfG-Doula/Geburtsbegleiterin und der GfG-Wechseljahresberaterin/Kursleiterin spiegeln die Gesundheitsförderung im reproduktiven Lebenszyklus der Frau wider und orientieren sich daran, dass das Leben ein Wachstumsprozess ist, in Familien mit allen Beteiligten gemeinsam.

Heute wird in der Hebammenforschung der Verlust des originären Wissens von der Geburt als einem biographischen Ereignis und sozialem Handlungszusammenhang beklagt. In diese Lücke ist die GfG mit ihrem Doula-Konzept gesprungen, noch bevor sich die Hebammenausbildung in diese Richtung reformieren lassen konnte. War es vor 20 Jahren die ganzheitliche Geburtsvorbereitung, die die GfG als Alternative zur Schwangerschaftsgymnastik entwickelt hat und gab es dann das Konzept von Rückbildung und Neufindung, dass sich nach der Geburt nicht nur mit dem Beckenboden und seiner Funktionsfähigkeit beschäftigt hat, so könnte man sagen, dass die kleine GfG die Bedürfnisse von Frauen und jungen (werdenden) Eltern erkannt hat, bevor es eine institutionenorientierte, innerprofessionelle Debatte und Entwicklung bei den Geburtshelfer/innen geben konnte.

Thea Vogel hat in der Zeitschrift der LIGA für das Kind 03/07 die GfG-Familienbegleitung/Fabel® und die Entwicklung dieses Kurskonzeptes für das erste Lebensjahr vorgestellt. Das ist mal kein direktives Programm, sondern ein ganzheitlicher Arbeitsansatz. „Die Kursschwerpunkte wechseln zwischen kindzentrierten, mütterzentrierten und elternzentrierten Anregungen. Eltern werden darin bestärkt, kritisch mit Angeboten der Medizin umzugehen und lernen, eigenverantwortlich auszuwählen, was sie von den vorhandenen Angeboten für sich nutzen wollen.“(S.38) In der Elternbefragung (hier muss man das als Evaluation gelten lassen, da die Kinder noch zu klein sind, selbst befragt zu werden) wurde herausgefunden:

- Selbstsicherheit im Umgang mit Kind wird verstärkt

- Erfahrungsaustausch mit anderen Eltern besonders entlastend für eigene Situation empfunden
- Individuelle Beratung durch Kursleiterin positiv bewertet
- Soziale Netzwerke aufgebaut
- In eigenem Handeln ermutigt und bestärkt

Also all das, was Qualitätssicherung in der Familienbildung bedeutet: Individuelle Erfolge der Teilnehmer(inn)en, die auf einer selbstwirksamen Erfahrung basieren, verknüpfen sich mit Interaktion und Kommunikation und einem selbstgesteuerten Management des zukünftigen Familienlebens – sind also prozessorientiert. Die GfG wird auch auf dieser Tagung wieder zeigen, wie modern, ergebnisorientiert und professionell ihre Arbeit ist.

Zum Schluss nun eine eher allgemeine Botschaft.

Es braucht nicht nur die vielzitierte Investition in Köpfe sondern auch in die Herzen. Ein neues Wertesystem wächst nur aus einer ganzheitlichen/holistischen Perspektive, Menschen in ihren Lebenszusammenhängen ernst zu nehmen und Kinder liebevoll zu begleiten. Es gibt immer noch den kulturellen Widerspruch zwischen individueller Gestaltung des eigenen Lebens und den Ansprüchen der Familiengründung⁴, der in Deutschland noch immer die Lust auf eigene Kinder reduziert. „Die Ermutigung zur Familiengründung geschieht vor allem in der Beobachtung gelingender Familiengründung bei anderen.“⁵ 90% der jungen Frauen möchten vor dem 25. Geburtstag Kinder, machen wir es ihnen leichter, indem sie positive Vorbilder – sprich zufriedene und glückliche Mütter erleben.

Jedes Leben ist als individuelle Leistung zu sehen, es ist nicht leicht aber möglich trotz all der schwierigen Bedingungen heil zu bleiben. Nehmen wir das weiterhin als persönliche und professionelle Herausforderung an!

⁴ Expertise „Lebensökonomie als (mögliches) Leitbild einer nachhaltigen Familienpolitik“

⁵ Diemel-Studie zur regionalisierten Bevölkerungspolitik in Sachsen-Anhalt

Literaturverzeichnis

Alt, C. (2005). *Kinderleben - Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen*. Wiesbaden.

Hopf, H., & Windaus, E. (. (2007). *Lehrbuch der Psychotherapie. Bd. 5 Psychoanalytische und tiefenpsychologisch fundierte Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie*. München.

Lösel, F. (2006). *Bestandsaufnahme und Evaluation von Angeboten im Elternbildungsbereich – Erste Auswertungsergebnisse*. BMFSFJ.

Pettinger, R., & Rollik, H. (2008). *Familienbildung als Angebot der Jugendhilfe*. Elmshorn.

Sayn-Wittgenstein, F. z. (2007). *Geburtshilfe neu denken*. Bern.

Schneewind, K. A., & Berkic, J. (8 2007). Stärkung von Elternkompetenzen durch primäre Prävention: Eine Unze Prävention wiegt mehr als ein Pfund Therapie. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* , S. 643-659.

Textor, M. R. (2007). Familienbildung. In J. Ecarius, *Handbuch Familie* (S. 366-388). Wiesbaden.

Tschöpe-Scheffler, S. (. (2005). *Konzepte der Elternbildung - Eine kritische Übersicht*. Opladen.